

Arts and Figures:
GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf

Arts and Figures: **GeisteswissenschaftlerInnen** **im Beruf**

Herausgegeben von
Constantin Goschler, Jürgen Fohrmann,
Harald Welzer und Markus Zwick



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

ANNETTE SCHAVAN
Grußwort 7

CONSTANTIN GOSCHLER, JÜRGEN FOHRMANN,
HARALD WELZER UND MARKUS ZWICK
Einleitung 8

Vom Beruf zur Praxis der Geisteswissenschaften

JÖRN RÜSEN
Vom Geist der Geisteswissenschaften 25

MICHAEL PAUEN
Keine Wissenschaft ohne Geisteswissenschaft 32

LEON JESSE WANSLEBEN
Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken.
Was kann die Wissenschaftssoziologie
zur Zukunft der Geisteswissenschaften beitragen? 53

Geisteswissenschaftliches Universitätsstudium zwischen Bildung und Ausbildung

JÜRGEN KAUBE
Bildung, Lehre und Lehrerbildung
in der Expansionsphase der Geistes- und Sozialwissenschaften . . . 71

WOLFGANG ROHE
Lehre, Forschung und Ausbildung in den Geisteswissenschaften
als Aufgabe der Universitäten 77

GEORG BOLLENBECK
»Kulturwissenschaften« statt »Geisteswissenschaften«?
Der gegenwärtige Umbau der Hochschullandschaft
und die nützliche Nutzlosigkeit der Bildung 84

INHALT

HOLGER DAINAT
Von LAMA zu BAMA.
Über den Strukturwandel des Studiums
in den Geisteswissenschaften 94

Das berufliche Feld der Geisteswissenschaften

SABINE KÖHNE-FINSTER
Erwerbsbeteiligung und Berufsorientierungen
von GeisteswissenschaftlerInnen 105

KARL-HEINZ MINKS UND HEIDRUN SCHNEIDER
Kompetenzanforderungen an junge Geisteswissenschaftler
in nicht traditionellen Berufsfeldern 131

WOLFGANG KASCHUBA
Europäische EthnologInnen: PfadfinderInnen im Wissensmarkt? . 155

LUDGER HEIDBRINK
Der Philosoph als Unternehmer.
Perspektiven einer unternehmerischen Philosophie. 164

WOLFGANG ULLRICH
In der Car-Clinic.
GeisteswissenschaftlerInnen in der Konsumkultur 184

Die Autorinnen und Autoren 193

Grußwort

Die Geisteswissenschaften sind aktueller denn je. Symbolisch buchstabieren sie das ABC der Menschheit – von A wie Aufklärung bis Z wie Zukunft. Ob Geschichte oder Philosophie, Amerikanistik oder Turkologie: Das Wissenschaftsjahr 2007 rückte die Vielfalt und die Bedeutung der geisteswissenschaftlichen Fächer sowie ihre international anerkannte Qualität in den Mittelpunkt.

Die Geisteswissenschaften prägen unser gesellschaftliches Leben – in Fragen des Kunstgenusses ebenso wie in der interkulturellen Verständigung, der Gestaltung des Bildungswesens oder auch der Wirtschaft. Die Geisteswissenschaften reflektieren Kriterien und Maßstäbe zur Bewertung von Modernisierungsprozessen. Sie sind nicht schlichte Kommentatoren der Naturwissenschaften oder der Technik. Sie sind notwendige Partner im Dialog mit den Naturwissenschaften.

Doch welche Rolle spielen Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler auf dem Arbeitsmarkt? Zum Ende des Jahres der Geisteswissenschaften beleuchtete die Veranstaltung »Arts and Figures« die berufliche Situation und die Perspektiven der Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Studienfächer.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der empirischen Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, in der Lehre und Forschung tätige Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Expertenwettbewerbs beleuchteten das Thema anhand ihrer beruflichen Erfahrungen und Perspektiven als Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge.

Die Konferenz »Arts and Figures« hat die berufliche Situation von Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge nicht nur in einer neuen Qualität verdeutlicht, sie hat auch Wege aufgezeigt, wie sich Studienabgänger im Beruf besser positionieren können. Die moderne, wissensbasierte Gesellschaft hält dafür gute Möglichkeiten und Perspektiven bereit.

*Dr. Annette Schavan, MdB
Bundesministerin für Bildung und Forschung*

CONSTANTIN GOSCHLER, JÜRGEN FOHRMANN,
HARALD WELZER UND MARKUS ZWICK

Einleitung

2007 war das Jahr der Geisteswissenschaften, und es wurde in dieser Zeit viel über deren Zustand gesprochen und geschrieben. Nachdem die Festreden verhallt und die bunten Logos wieder abmontiert sind, lohnt es sich zunächst einmal hinzusehen, was davon übrig geblieben ist. Mustert man also die Titel der zahlreichen zu diesem Anlass veröffentlichten Reden und Veröffentlichungen, so zeichnen sich zwei Haupttendenzen ab: Einmal findet sich eine eher defensive Variante, die sich hinter Titeln wie »Wozu noch Geisteswissenschaften«¹ verbirgt. Zum anderen findet sich aber eine eher optimistische Variante, die ein »Ende der Bescheidenheit«² fordert und selbstbewusst die »Zukunft der Geisteswissenschaften«³ ins Auge fasst.

Beide Haltungen reagieren zumeist auf eine offen oder auch verdeckt gestellte Herausforderung, nämlich die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz der Geisteswissenschaften. Meist konzentrieren sich diese Diskussionen auf die Stellung der Geisteswissenschaften im System der Wissenschaften sowie auf die Frage nach ihrem gesellschaftlichen und ökonomischen »Nutzen«. Diese Fragen sind nicht neu, doch haben sie anscheinend vor dem Hintergrund neuer Entwicklungen, die verkürzt mit den Stichwörtern »Globalisierung« und »Bologna-Prozess« markiert werden können, neue Dringlichkeit gewonnen. Die Geisteswissenschaften reagieren darauf vor allem mit einer Mischung aus Verteidigung alter und Einforderung neuer Qualitäten.

- 1 Siehe etwa Mario Goldmann, *Wozu noch Geisteswissenschaften?* Oldenburg 2007; Florian Keisinger / Steffen Seischab / Angelika Steinacher (Hg.), *Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte*, Frankfurt am Main 2003.
- 2 Ludger Heidbrink / Harald Welzer (Hg.), *Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften*, München 2007.
- 3 Siehe etwa Ulrich Arnswald (Hg.), *Die Zukunft der Geisteswissenschaften*, Heidelberg 2005; Dieter-Jörg Gauger / Günther Rüter (Hg.), *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007*, Freiburg/Basel/Wien 2007.

Man kann hier von einem Selbstrechtfertigungsdiskurs der Geisteswissenschaften sprechen, der positiv gewendet – als dauerhafte Selbstreflexion – geradezu zu ihrem Wesen gehört: also keine Geisteswissenschaften ohne Krise und ohne Krise keine Geisteswissenschaften. Die Stichwörter, mit denen die jeweils wechselnden Legitimationsdebatten geführt werden, wechseln freilich. Die traditionelle Berufung auf humanistisch geprägte »Bildung« als Kernlegitimation der Geisteswissenschaften erodierte bereits seit den 1950er Jahren, und diese Entwicklung verschärfte sich mit der rapiden Expansion der Universitäten in den 1960er und 1970er Jahren. Wolfgang Prinz und Peter Weingart resümierten bereits 1990: »Der traditionelle Bildungsbegriff hatte unter dem Einfluss der Theoretisierung und sozialwissenschaftlichen Perspektive keine Chance zum Überleben.«⁴ »Bildung«, zumal in ihrer »humanistischen« Variante, geriet unter Ideologieverdacht, und vielen erschien sie nun gar als eine Rechtfertigungsstrategie für die mangelnde Veränderungsbereitschaft der Geisteswissenschaften.

Als Alternativen boten sich zwei Schlagworte an, die beide auf »gefühlte« gesellschaftliche Unsicherheit Bezug nehmen, welche wiederum als Modernisierungsfolge erklärt wird: Zum einen geht es um die von Odo Marquardt 1985 in die Diskussion eingebrachte »Kompensationsfunktion« der Geisteswissenschaften⁵, zum anderen um deren »Orientierungsfunktion«.⁶ Steht erstere gewissermaßen noch im Horizont einer industriegesellschaftlichen Moderne, so scheint letztere Redeweise sich stärker auf die gegenwärtige Erfahrung einer postindustriellen Moderne zu beziehen. Anders gesagt, in einer Gesellschaft, in der nicht mehr die Produktion von Automobilen im Zentrum gesellschaftlicher Wertschöpfung steht, sondern die Vermittlung des mit diesen verbundenen Lebensgefühls, scheinen sich auch neue Chancen für GeisteswissenschaftlerInnen abzuzeichnen. Die Reaktionen darauf lassen sich wiederum nach zwei Richtungen unterscheiden: Eine eher optimistische Haltung fordert dazu auf, sich den Herausforderungen der Zukunft zu stellen und die Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Deutungsposition der Geisteswissenschaften offensiv aufzunehmen.⁷ Dem steht eine eher skept-

4 Wolfgang Prinz/Peter Weingart, Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung. Einleitende Bemerkungen, in: dies. (Hg.), Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt am Main 1990, S. 9-23, hier: S. 22.

5 Wolfgang Walter/Peter Weingart/Wolfgang Prinz (Hg.), Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten, Frankfurt am Main 1991, S. 31-37.

6 Prinz/Weingart, Innenansichten, S. 23.

7 Heidbrink/Welzer, Das Ende der Bescheidenheit, in: dies. (Hg.), Das Ende der Bescheidenheit, S. 8-14, hier: S. 13.

tische Haltung entgegen, welche vor einer Fetischisierung des an die Geisteswissenschaften herangetragenen Nützlichkeitsdenkens warnt und ihre Rolle eher als Reflexionswissenschaften definieren möchte.⁸

Die auf diese Weise kontrovers diskutierte Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung der Geisteswissenschaften lässt sich allerdings auch ganz anders stellen. Anstatt das institutionelle und disziplinäre Selbstverständnis der Geisteswissenschaften zu diskutieren, kann man auch danach fragen, was GeisteswissenschaftlerInnen tatsächlich tun. Dabei geht es insbesondere auch darum, dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die meisten GeisteswissenschaftlerInnen nach dem Abschluss ihres Studiums nicht gewissermaßen zur Selbstreproduktion der Geisteswissenschaften innerhalb der zu diesem Zweck existierenden Institutionen beitragen, sondern Beschäftigungen außerhalb der Hochschulen und Universitäten nachgehen. In welchen Berufen finden sich also GeisteswissenschaftlerInnen – d. h. vor allem die AbsolventInnen der traditionellen Fächer der Philosophischen Fakultät, nämlich Geschichte, Philosophie sowie der Sprach- und Kulturwissenschaften?⁹ Und welche Veränderungen und Trends lassen sich erkennen? Und wie wirkt dies auf Selbstverständnis und Praxis der Geisteswissenschaften zurück? Es steht zu vermuten, dass die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz der Geisteswissenschaften mit Blick auf die tatsächliche Präsenz von GeisteswissenschaftlerInnen auf dem Arbeitsmarkt zu gänzlich anderen Antworten führt als bei Erörterungen, die vor allem im Banne der aktuellen politischen Auseinandersetzung um die »Produktivkraft Wissenschaft« stehen.

Eine solche Herangehensweise stand auch im Mittelpunkt einer Konferenz und Expertisenausstellung zum Thema »Arts and Figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf«, die am 27. und 28. November 2007 in Wiesbaden stattfand.¹⁰ Die Veranstaltung wurde vom Bundesministe-

8 Siehe etwa Georg Bollenbeck/Jens Saadhoff, Was soll man überhaupt gegen Bologna sagen? Zur Einleitung, in: Georg Bollenbeck/Waltraud »Wara« Wende (Hg.), Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft, München 2007, S. 11-30, hier: S. 24-26.

9 Der Wissenschaftsrat fasste in seinen Empfehlungen folgende Fächer unter die Geisteswissenschaften: Philosophie, Sprach- und Literaturwissenschaften, Geschichtswissenschaften, Regionalstudien, Religionswissenschaften sowie Medien-, Kunst-, Theater- und Musikwissenschaften. Siehe Wissenschaftsrat 2006, Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland, Teil 1. Stellungnahme, Drs. 7086-06, Berlin, 27.1.2006.

10 Die Expertisen wurden gleichfalls veröffentlicht. Siehe Heike Solga/Denis Huschka/Patricia Eilsberger/Gert G. Wagner (Hg.), Findigkeit in unsicheren Zeiten. Ergebnisse des Expertisenwettbewerbs »Arts and Figures – Geisteswissen-

rium für Bildung und Forschung finanziell gefördert und vom Forschungsdatenzentrum des Statistischen Bundesamtes sowie dem Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten durchgeführt. Das Besondere des Unternehmens lag vor allem darin, dass hier Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen gemeinsam die Rolle von GeisteswissenschaftlerInnen auf dem Arbeitsmarkt diskutierten. Dieser interdisziplinäre Zugang sollte die routinierte Selbstbespiegelung der Geisteswissenschaften ein Stück weit aus ihren vertrauten Bahnen locken. Die Sprache der Symbole traf auf die Sprache der Zahlen, und die Ergebnisse dieses Dialogs werden in diesem Band präsentiert.

Vier Problemdimensionen

Die interdisziplinäre Erörterung des Verhältnisses von Geisteswissenschaften und Beruf führt zu wenigstens vier Problemfeldern: Erstens muss hier die tatsächliche berufliche Situation von GeisteswissenschaftlerInnen diskutiert werden. Junge GeisteswissenschaftlerInnen bilden die Kerngruppe derer, die den Mythos der »Generation Praktikum« begründen. Immerhin ein Drittel der StudienabgängerInnen absolviert im ersten Jahr nach dem Studium ein Praktikum, ohne dass dieses jedoch in die häufig vermuteten Praktikumsschleifen führt. Der Weg zur beruflichen Etablierung war für die überwiegende Zahl der GeisteswissenschaftlerInnen immer lang und steinig. Häufig kennzeichnen unsichere Beschäftigungen, sogenannte Drehtüreffekte oder parallel laufende Mehrfachjobs ihren Berufseinstieg. Andererseits stellt sich die berufliche Zufriedenheit von jungen GeisteswissenschaftlerInnen als beachtlich hoch dar, wenn man sie mit AbsolventInnen vergleicht, deren Ausbildung scheinbar besser in den Beruf mündet.

Diese Spannung zwischen »objektiver« beruflicher Lage und ihrer subjektiven Wahrnehmung wirft einige Fragen auf, denen bislang kaum systematisch nachgegangen wurde. Wir wissen relativ viel über ÄrztInnen, auch über IngenieurInnen, aber wenig über GeisteswissenschaftlerInnen, ihre sozialen und Bildungshintergründe, ihre beruflichen Erwartungen und Vorstellungen usw. Wir wissen ebenso kaum etwas darüber, ob und gegebenenfalls wie sich Einstellungen und objektive soziale Indika-

schafflerInnen im Beruf«, Band 1, Leverkusen 2008; dies., GeisteswissenschaftlerInnen: kompetent, kreativ, motiviert und doch chancenlos? Ergebnisse des Expertisenwettbewerbs »Arts and Figures – GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf«, Band 2, Leverkusen 2008.

toren auf die Karriereperspektiven und Berufschancen von GeisteswissenschaftlerInnen auswirken. Entsprechen GeisteswissenschaftlerInnen dem von Carl Spitzweg gezeichneten Bild des selbstgenügsamen »armen Poeten«? Bestimmen möglicherweise andere als materielle Belohnungen ihre beruflichen Werte und ihr berufsbezogenes Handeln? Ist die scheinbare »Selbstgenügsamkeit« möglicherweise ein Luxus von Kindern überwiegend wohlhabender Eltern? Ist der sehr hohe Frauenanteil verantwortlich für dieses Phänomen? Welche vorhandenen oder nicht vorhandenen Netzwerke erhöhen bzw. verringern die beruflichen Chancen von GeisteswissenschaftlerInnen? Lassen sich spezifische Merkmale finden, die den Weg in bestimmte berufliche Tätigkeitsfelder befördern oder verhindern? Hier wäre einerseits an die »klassischen Felder« wie Medien, Kulturbetrieb usw. zu denken. Andererseits müssen die im Zeichen sogenannter »Schnittstellenfunktionen« bzw. der *information and communication technology* entstandenen neuen geisteswissenschaftlichen Berufsfelder in Unternehmen beachtet werden – aber auch inadäquate Tätigkeiten von GeisteswissenschaftlerInnen. Und schließlich wäre auch nach den Auswirkungen der sektoralen Verschiebungen der Tätigkeitsfelder von öffentlich finanzierten Stellen auf private Dienstleistungen zu fragen, wie sie etwa in der mittlerweile deutlich wahrnehmbaren Konjunkturabhängigkeit der Beschäftigung von GeisteswissenschaftlerInnen erkennbar werden.

Zweitens geht es um die Frage nach den historischen Veränderungen des Spannungsverhältnisses von Geisteswissenschaften und Beruf. Die enorme Expansion der Universitäten, die ihre Anfänge in der Ausrufung einer »Bildungskatastrophe« (Georg Picht) Anfang der 1960er Jahre nahm, bildet die zentrale Zäsur in der Geschichte der höheren Bildung in der Bundesrepublik. Die Öffnung der Hochschulen und die Steigerung der Absolventenzahlen veränderten aber auch in erheblichem Maße Berufschancen und Berufsperspektiven. Der Übergang von einer relativ exklusiven Situation hin zu einem immer wieder auftretenden Überangebot an UniversitätsabsolventInnen betraf insbesondere, aber keinesfalls nur die Geisteswissenschaften.

Daraus folgen zunächst Fragen, die auf die quantitative Dimension dieses Prozesses zielen: Wie hat sich die Zahl geisteswissenschaftlicher AbsolventInnen in dieser Zeit absolut sowie relativ im Verhältnis zu den Absolventenzahlen anderer Disziplinen verändert? Worauf sind die hier zu beobachtenden Veränderungen zurückzuführen? Inwieweit spielen hierbei ökonomische und kulturelle Trends eine Rolle? Zu vermuten steht, dass sich hier möglicherweise auch eine Kanalisierung der Expansion der Studentenzahlen in die »billigen« geisteswissenschaftlichen Fä-

cher erkennen lässt. Ein zweiter Aspekt zielt demgegenüber auf das Spannungsverhältnis von Wissenschaft als Beruf oder als Berufsausbildung: Wie veränderte sich die Berufswahl der AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Fächer in dieser Zeit? Inwieweit veränderte sich also etwa das Verhältnis von »Wissenschaft als Beruf« zu »Wissenschaft als Berufsausbildung bzw. Berufsvorbereitung«? Welche besondere Rolle spielte dabei das Lehramtsstudium? Und wie veränderten sich somit die Berufsfelder, in denen geisteswissenschaftliche AbsolventInnen unterkamen?

Darüber hinaus interessiert aber auch die Veränderung der Bedeutung der Geisteswissenschaften für die soziale Mobilität in der Bundesrepublik: Welche Rolle besaßen also soziale und ethnische Herkunft sowie das Geschlecht für die Wahl eines geisteswissenschaftlichen Studiums bzw. für die anschließenden Berufsperspektiven? Wirkten die Geisteswissenschaften – verglichen mit anderen Fächern – eher im Sinne einer Reproduktion sozialer Herkunft, oder dienten sie eher als Vehikel einer sozialen Aufwärts- oder auch Abwärtsmobilität? Und wie verhalten sich entsprechende Trends in der Bundesrepublik im internationalen Vergleich? Ein letzter Aspekt in diesem Zusammenhang betrifft schließlich die Frage nach der veränderlichen Rolle der Geisteswissenschaften für die räumliche Mobilität und Internationalität der bundesdeutschen Wissenschaft bzw. des bundesdeutschen Arbeitsmarktes: Welche Trends der räumlichen Mobilität – und zwar sowohl in nationaler als auch in internationaler Perspektive – lassen sich unter Studierenden und AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Fächer beobachten? Welche Rolle nahmen dabei Studierende bzw. AbsolventInnen aus dem Ausland ein? Es geht also auch um die Klärung der Rolle, welche die Geisteswissenschaften für die Internationalisierung der deutschen Universitäten wie auch anderer akademischer und nicht-akademischer Berufsfelder in der Bundesrepublik spielen.

Dies führt schließlich drittens zur Frage nach aktuellen Strukturveränderungen im Verhältnis von Geisteswissenschaften und Beruf. Die Geisteswissenschaften waren lange in eine Vermittlung von Bedeutungen (und dem Wissen darum, wie diese gezielt zu generieren sind) eingespannt, die Öffentlichkeit, Hochschule (Forschung und Studiengänge) und mögliche Anwendungsbereiche (ein Arbeitsmarkt mit einer starken Dominanz von Lehrberufen) relativ stabil miteinander verband. Dies ändert sich etwa seit zehn Jahren grundlegend. Zum einen verstärkt sich der Prozess der Pluralisierung von Öffentlichkeiten, die nur zum Teil miteinander kommunizieren. Zum anderen operieren solche Öffentlichkeiten nun viel weniger als vorher vor einem Horizont argumentativen, deliberativen Austauschs. Sie gehorchen eher einer Ökonomie der kurz-

fristigen Aufmerksamkeitsbindung, die sich vor allem ästhetischer Strategien bedient, um dieses Ziel zu erreichen. Dies alles führt zu einer hohen Selektivität aus einem breiten Spektrum von Möglichkeiten. Und dieser Möglichkeitsrahmen wird durch die laufenden Internationalisierungsprozesse noch einmal gesteigert; die gewählten Optionen zirkulieren in recht schnellen Zeitrhythmen.

Das Hochschulsystem wird zurzeit hierauf ausgerichtet; dieses Ziel verfolgt etwa der Bologna-Prozess mit seiner Idee der Studienzeiterkürzung und einer Modularisierung, die einen hohen Grad an Kombinatorik sicherstellen soll, indem sie die einzelnen Bausteine ansatzweise standardisiert (was allerdings, weil dieser Prozess an keiner Stelle sinnvoll moderiert wurde, nur *ex negativo* gelingt: im Chaos von Standardisierungsdifferenzen). Um dieses Ziel für die Geisteswissenschaften umsetzen zu können, wird ihr vielfältig explorativer Charakter zurückgefahren und macht – zumindest im Lehrbetrieb des Bachelor – einem Zuschnitt Platz, der ergebnis- und nicht mehr im alten Maße reflexionsorientiert ist. Diese Formen der Standardisierung (die dann auch Karriereverläufe normiert) sind sowohl innovationsresistent als auch innovationsförderlich. Denn zugleich wird der Gegenstandsbereich über mediale und kulturwissenschaftliche Fragestellungen produktiv erweitert: An die Stelle eines am Kanon orientierten Literaturbegriffs etwa ist längst ein Begriff von »Form« in einem sehr viel allgemeineren Sinne getreten. »Modularisierung« setzt sich auch in den großen Forschungsverbänden (Stichwort: Drittmittelanträge) durch, in der zunehmend eine Netzwerkkomplexität an Stelle des einer Person sich verdankenden Komplexitätsaufbaus getreten ist. Für den gesamten Prozess ist man zu sagen geneigt: Je höher die Zirkulationsgeschwindigkeit bei der Selektion von Lebensstilen und kommunikativen Kontexten, desto stärker gleichzeitig auf Seiten der Studierenden der Wunsch, das Wesentliche geboten zu bekommen. Und je höher die Netzwerkkomplexität in der Forschung, desto größer der Anwachs von Verwaltung und der organisatorische Regelungsbedarf.

Es wäre nun interessant zu wissen, wie sich zu diesen beiden Ebenen (Öffentlichkeiten und Hochschule) eigentlich der Arbeitsmarkt verhält. Will er, nachdem die Lehrberufe ja für die Geisteswissenschaften nicht mehr die lange angestammte Rolle spielen, eine Absolventenschaft, die eher das alte Modell von Hochschule oder die das neue Modell von Hochschule durchlaufen hat? Also eine »gründliche« Fachausbildung in einer einzelnen Disziplin oder ein neues Wissen um Formen und Kombinatoriken?

Viertens stellt sich deshalb die Frage nach den künftigen Potentialen im Verhältnis von Geisteswissenschaften und Beruf. Geistes- und Kul-

turwissenschaften schaffen Transparenz unter komplexen Bedingungen, stellen also orientierendes Wissen bereit. Sie antworten besonders in den letzten Jahren auch auf einen wachsenden gesellschaftlichen Bedarf nach orientierenden Kompetenzen – zum Beispiel in der interkulturellen Kommunikation, in Fragen der *corporate social responsibility* oder der Ethik. Schon diese kurze Liste deutet an, dass den Geistes- und Kulturwissenschaften in einer weiter und komplexer werdenden Wirklichkeit mehr gesellschaftliche Verantwortung zuwächst. Dieser werden sie sich in Zukunft immer weniger entziehen können, weil sich mit der Globalisierung die Handlungsketten verlängern und Entscheidungsfolgen weit entfernt von ihren Verursachern auftreten. Der wachsende Druck, dem sich Unternehmen heute durch NGOs ausgesetzt sehen, spricht da eine deutliche Sprache.

Allerdings müssen sich die Geisteswissenschaften im Zeitalter der wirtschaftlichen und kulturellen Globalisierung, aber auch der Konfrontation mit globalisierten Problemlagen wie im Fall des anthropogenen Klimawandels in ein neues Rollenmodell finden. Ihre eigene Geschichte ist stark an den Siegeszug der Nationalstaaten gebunden – wenn diese im Verschwinden begriffen sind, müssen sich auch die Geisteswissenschaften hinsichtlich ihrer reflektierenden und gestaltenden Rolle neu positionieren.

Zugleich gibt es wissenschaftliche Herausforderungen, die es notwendig machen, den Gegenstand der Geisteswissenschaften breiter zu definieren als bislang: Denn die Neurowissenschaft hat uns darüber belehrt, dass die menschliche Gehirnentwicklung erfahrungsabhängig, also kulturell spezifisch verläuft, weshalb sich im humanen Bereich die Seinsbereiche der Natur und der Kultur überhaupt nicht trennen lassen. Vor diesem Hintergrund müssen sich die Geistes- und Kulturwissenschaften vermehrt der Mühe unterziehen, sich jene Befunde der Naturwissenschaften zunutze zu machen, die ihnen helfen, zu verstehen, wieso Menschen besser als Teil von Netzwerken zu begreifen sind denn als Individuen, was Emotionen sind und wie sie unter kulturellen Einflüssen modernisiert werden, oder was die biosozialen Bedingungen für das weitere Überleben des homo sapiens sind. Dessen machtvollste Überlebentechnik besteht einstweilen darin, dass sein Geist ihm jenen unendlichen Raum zwischen Anforderung und Bewältigung eröffnet hat, den wir Kultur nennen.

Auf das Offenhalten dieses Raumes kommt es in der Zukunft an, und die Geistes- und Kulturwissenschaften werden ohne eine Öffnung ihres Gegenstandsbereiches nicht in der Lage sein, jene verantwortliche Rolle einzunehmen, die ihnen angesichts radikal neuer gesellschaftlicher Pro-

bleme zukommt: Sie produzieren von jeher keine Geräte, Gebäude, Fahrzeuge und Kraftwerke, sondern Kommentare, Analysen, Ideen und Geschichten. Solche Geschichten konnten, wie das 20. Jahrhundert gezeigt hat, von ungeheurer destruktiver Kraft sein, aber manchmal sind sie auch – was etwa die Geschichte der Menschenrechte angeht – von erheblicher zivilisatorischer Wirkung. Die alles entscheidende Frage ist bei all dem: wie wir leben wollen. Diese Frage stellt sich gerade unter den Bedingungen eines weltumspannenden ökologischen Wandels und einer globalisierten Industriegesellschaft, in der weder eine Umwelt- noch eine Sozialpolitik zukunftsfähig sein können, die nationalstaatlich gedacht wird. Insofern wird ein neues Rollenverständnis der Geistes- und Kulturwissenschaften auch ein wieder politischer verstandenes Gestaltungsverständnis sein. Um also die Frage nach der Gestaltungskompetenz der Geisteswissenschaften und ihren Handlungs- und Berufsfeldern für die Zukunft zu beantworten, wird ein erhebliches Maß an Spekulation notwendig sein – eine Spekulation, die sich sowohl auf die Inhalte der künftigen Forschung als auch auf die Gestalt künftiger Arbeitsfelder bezieht.

Die hier skizzierten Annäherungen an das Spannungsverhältnis von Geisteswissenschaften und Beruf produzieren also zunächst einmal einen gewaltigen Fragenüberschuss, der an diesem Ort zunächst nur ansatzweise mit angemessenen Antworten versehen werden kann. Diese Situation spricht aber für die Produktivität dieses Frageansatzes, und so soll dieser Band vor allem auch Anstöße für eine hoffentlich weiter laufende Diskussion liefern.

Aufbau und Inhalt des Bandes

Der Band gliedert sich thematisch in drei Hauptabschnitte. In einem ersten Teil erfolgt eine theoretische und praxeologische Erörterung der Potentiale der Geisteswissenschaften. Damit wird zugleich die Voraussetzung für die folgenden Erörterungen des Verhältnisses von Geisteswissenschaften und Beruf gelegt. Jörn Rüsen macht sich zunächst auf die Suche nach dem Geist der Geisteswissenschaften. Entgegen aktueller Tendenzen zur »Fundamentalästhetisierung des geisteswissenschaftlichen Umgangs mit der menschlichen Welt« fordert er eine Erneuerung der Geisteswissenschaften »zur Avantgarde eines neuen menschheitlichen interkulturell verfassten Humanismus«. ¹¹ Damit zielt er letztlich auf die kritische Rekonstruktion jenes humanistischen Bildungsbegriffs, auf dem

11 Siehe den Beitrag von Jörn Rüsen in diesem Band, S. 25-31, hier: S. 31

die Geisteswissenschaften beruhen, unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts.

Geht es Rösen also um die Fähigkeit der Geisteswissenschaften, »der Unmenschlichkeit des Menschen immer wieder neu seine Menschlichkeit abzugewinnen«¹², so hebt Michael Pauen in seinem Plädoyer für eine intensive Zusammenarbeit von Geistes- und Naturwissenschaften darauf ab, die Notwendigkeit der Geisteswissenschaften für die Reflexion der Normativität der Naturwissenschaften in den Vordergrund zu stellen. Auch hier geht es letztlich um die Beteiligung der Geisteswissenschaften an der Gestaltung der Zukunft der Menschheit: »Wenn man glaubt, dass wissenschaftliche Forschung und technische Entwicklung etwas mit der Verbesserung menschlicher Lebensverhältnisse zu tun haben sollten, dann können gerade die Geisteswissenschaften nicht den Anspruch aufgeben, an der Formulierung dessen mitzuwirken, was denn unter einer solchen Verbesserung zu verstehen ist.«¹³

Beschäftigen sich die ersten beiden Beiträge also gewissermaßen mit dem Beruf der Geisteswissenschaften, so wirft der Beitrag von Leon Wansleben einen wissenssoziologischen Blick auf deren Praxis. Durch die Betrachtung der Geisteswissenschaften mit dem methodischen Arsenal der *science studies* bzw. der *laboratory studies* eröffnet er einen innovativen Frageraum, innerhalb dessen er auch erste Antworten skizziert. Mit Blick auf die epistemischen Praktiken der Geisteswissenschaften beschreibt er so deren gesellschaftlichen Nutzen vor allem damit, dass diese »die Gesellschaft in ihre Wissensproduktion als Mitforschende zu involvieren« vermöge: »Ihre Produkte sind in diesem Sinne nicht vergleichbar mit Konsumgütern, sondern eher mit Eintrittskarten in ein Reich der unentscheidbaren Fragen.«¹⁴ Damit verstärkt Wansleben zugleich die Stoßrichtung der beiden vorangegangenen Beiträge.

Der nächste Abschnitt des Bandes wendet sich dagegen dem geisteswissenschaftlichen Universitätsstudium im Spannungsfeld von Bildung und Ausbildung zu. Jürgen Kaube lenkt den Blick zunächst auf die Lehrerausbildung, womit er ein zentrales geisteswissenschaftliches Berufsfeld markiert. Die starke Expansion des geisteswissenschaftlichen Hochschulstudiums seit den 1960er und 1970er Jahren produzierte demnach eine Paradoxie: Einerseits wurden die Lehramtsstudenten zur Hauptklientel der geisteswissenschaftlichen Studienfächer. Andererseits setzte sich eine Tendenz zur rapiden Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Forschung

12 Ebd., S. 31

13 Siehe den Beitrag von Michael Pauen in diesem Band, S. 32-52, hier: S. 51.

14 Siehe den Beitrag von Leon Wansleben in diesem Band, S. 53-68, hier: S. 67.

durch. Als ungelöstes Problem der geisteswissenschaftlichen Fächer sieht Kaube daher die Vermittlung der Bedürfnisse der Lehramtskandidaten, die auf darstellbares, kanonisiertes Wissen angewiesen seien, mit den Bedürfnissen eines an einem szientistischen Forschungsideal orientierten geisteswissenschaftlichen Betriebs. Ausdruck dessen sei der Dauerkonflikt von »mehr Fachlichkeit« und »mehr Didaktik« bei der Lehrerbildung. Kaube fordert deshalb eine stärkere »Kontaktaufnahme der Wissenschaftler zu den praktischen handwerklichen Bedürfnissen der Auszubildenden.«¹⁵

Radikaler sind die Vorschläge Wolfgang Rohes, der zum Teil von einer ähnlichen Problemdiagnose ausgeht. Auch er sieht ein Problem darin, dass mit Hilfe des Dogmas der »Einheit von Forschung und Lehre« das Primat der Forschung auch auf solche Bereiche der universitären Ausbildung ausgedehnt werde, in denen, wie etwa beim Lehramtsstudium, praktische Bedürfnisse im Vordergrund stehen. Demgegenüber fordert er eine stärkere Konzentration auf die Lehre, wofür er in Anlehnung an Max Scheler zwei mögliche Lösungswege sieht: »entweder Binnendifferenzierung der Universität oder Systemdifferenzierung der Bildungseinrichtungen.«¹⁶ Sein Plädoyer favorisiert vor allem den ersten Lösungsweg. Dies zielt auf eine stärkere Entkoppelung von Forschung und Lehre und einhergehend damit auf eine stärkere Differenzierung in forschungs- und lehrorientierte Universitäten.

Eine engagierte Gegenposition zu diesem auch vom Wissenschaftsrat vertretenen Ansatz der stärkeren Differenzierung in Forschungs- und Lehruniversitäten vertritt Georg Bollenbeck. Gefahren gehen für ihn nicht allein von der drohenden Degradierung des Großteils der Universitäten zu reinen Lehranstalten aus. Vielmehr kritisiert er auch die für ihn mit dem Bologna-Prozess verbundene Tendenz, die Universität nach externen, marktanalogen Steuerungselementen auszurichten, welche die Entwicklung einer wissenschaftlichen »Tonnenideologie« begünstige. Gegenüber den für Bollenbeck allenfalls vordergründigen gesellschaftlichen Nützlichkeitsbewertungen an die Geisteswissenschaften verteidigt er deren »nutzlose Nützlichkeit«. Denn gerade die Orientierung an der Eigenlogik der geisteswissenschaftlichen Disziplinen sei am Ende eher in der Lage, jene so oft als Grundlage einer erfolgreichen beruflichen Praxis geforderten »Schlüsselqualifikationen« hervorzubringen als ein an Kosten und Nutzen orientiertes Schmalspurstudium.

15 Siehe den Beitrag von Jürgen Kaube in diesem Band, S. 71-76, hier: S. 76.

16 Siehe den Beitrag von Wolfgang Rohe in diesem Band, S. 77-83, hier: S. 82.

Anschließend erörtert Holger Dainat die praktischen Auswirkungen der mit dem Bologna-Prozess verbundenen Ablösung der bisherigen Lehramts- und Magisterstudiengänge durch die Bachelor- und Master-Studiengänge. Im Zentrum dieser Reform steht für ihn der Übergang der Zurechnung des Studienerfolges vom Individuum zur Institution. Damit entfallende aber auch die bisherige funktionale Ergänzung von Lehramts- und Magisterstudiengängen, die eine stark individualisierte Rückkoppelung mit dem Arbeitsmarkt zu leisten vermochte. Dainat zufolge herrscht nun durch die BA- und MA-Studiengänge die Erwartung der Produktion passgenau ausgebildeter Absolventen. Zwar führt auch für ihn kein Weg zurück zur alten Studienstruktur, doch um die neuen Strukturen gemessen an ihren eigenen Maßstäben zum Erfolg zu machen, müssten zunächst nicht zuletzt die materiellen Voraussetzungen für eine qualitative Verbesserung der geisteswissenschaftlichen Studiengänge geschaffen werden.

Der dritte Teil des Bandes widmet sich schließlich dem beruflichen Feld der Geisteswissenschaften und präsentiert dazu eine Reihe von Fallstudien. Sabine Köhne-Finster bietet zunächst eine auf dem Mikrozensus 2005 gestützte Analyse der aktuellen geschlechtsspezifischen Situation von GeisteswissenschaftlerInnen auf dem Arbeitsmarkt. Im Einzelnen untersucht sie die Erwerbsbeteiligung, die Rahmenbedingungen der Erwerbstätigkeit, die Beschäftigungsfelder, die Berufswahl, das Einkommen, den Zusammenhang zwischen Einkommen und adäquater Beschäftigung sowie die Erfolgsfaktoren. Wenig überraschend tritt bei den meisten dieser Untersuchungsdimensionen eine Schlechterstellung der Frauen zu Tage. Überraschend ist dagegen ein anderer Befund: »bei fast allen Studienfachrichtungen (steigt) die Erfolgswahrscheinlichkeit [...], wenn Kinder im Haushalt sind.«¹⁷

Karl-Heinz Minks und Heidrun Schneider diskutieren auf der Grundlage von Absolventen-Längsschnittbefragungen der Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS) Kompetenzanforderungen an Geisteswissenschaftler in nicht-traditionellen Berufsfeldern. Vier Jahre nach dem Examen liegt der Anteil regulärer Erwerbstätigkeit in etwa auf dem Niveau der AbsolventInnen anderer Fachrichtungen. Gleichwohl sehen sie bei den GeisteswissenschaftlerInnen auch ein latentes Risiko der Arbeitslosigkeit, das vor allem durch ihre ausgeprägte Konjunkturabhängigkeit verstärkt wird. Günstige konjunkturelle Verhältnisse entwickeln tendenziell zentrifugale Kräfte weg von traditionellen geisteswissenschaftlichen

17 Siehe den Beitrag von Sabine Köhne-Finster in diesem Band, S. 105-130, hier: S. 127.

Beschäftigungsfeldern – und umgekehrt. Mehrheitlich sind GeisteswissenschaftlerInnen aber nach wie vor in den klassischen Branchen Medien, Bildung, Forschung und Kultur tätig. Minks und Schneider kommen zu dem Ergebnis, dass in nicht-traditionellen Bereichen vor allem Schlüsselqualifikationen gefragt sind, die sich im weitesten Sinne als kommunikative Kompetenz charakterisieren lassen. Sie warnen zugleich davor, dass »ein zu starkes Gewicht auf [...] bereichsunspezifische Kompetenzelemente im Studium«, gemeint sind etwa Sprachen- und Wirtschaftskennntnisse, »möglicherweise die Gefahr eines Verlustes an Alleinstellungsmerkmalen bedeuten, die diese Gruppe für die Arbeitgeber außerhalb des tradierten Rahmens attraktiv macht.«¹⁸

Im Anschluss an diese statistisch-systematischen Ausführungen nähern sich die folgenden drei Beiträge der beruflichen Praxis von Geisteswissenschaftlern jeweils aus der Perspektive eines bestimmten Faches – alle gewählten Beispiele gelten in besonderem Maße als Vertreter einer »brotlosen Kunst«. Wolfgang Kaschuba stellt zunächst auf Grundlage einer Verbleibstudie unter AbsolventInnen des Ethnologischen Instituts der Berliner Humboldt-Universität die Europäische Ethnologie ins Zentrum: Obwohl diese weder über ein dominantes Berufsfeld noch über ein dominantes Berufsprofil verfügt, zeichnet er ein überraschend positives Bild der beruflichen Entwicklung der meisten befragten AbsolventInnen. Dies hat einerseits wohl mit der wachsenden Nachfrage an »interkultureller Kompetenz« in einer globalisierten Wirtschaft zu tun. Zugleich macht dieser Beitrag aber auch darauf aufmerksam, dass die Frage nach dem beruflichen Erfolg neben einer sozialstrukturellen auch eine subjektive Dimension besitzt.

Auf die PfadfinderInnen im globalen Kommunikationsdschungel folgen die Philosophen in ihrer Potenz als Entrepreneur. Ludger Heidbrink kritisiert zunächst das modische Schlagwort der »Unternehmensphilosophie«, das lediglich eine terminologisch aufgepeppte Umschreibung altbekannter betriebswirtschaftlicher Sachverhalte bietet. Stattdessen plädiert er dafür, tradierte geisteswissenschaftliche Aversionen gegen das Unternehmertum aufzugeben. Als Ergebnis einer begriffsgeschichtlichen Exploration resümiert Heidbrink, dass der Unternehmer ganz ähnlich agiere wie das philosophische Individuum: »Unternehmerisch tätig sein bedeutet, trotz gravierenden Nichtwissens zu begründeten Handlungsentscheidungen zu gelangen und sich an Zielen zu orientieren, deren

18 Siehe den Beitrag von Karl-Heinz Minks und Heidrun Schneider in diesem Band, S. 131-154, hier: S. 154.

Richtigkeit sich erst nachträglich erweist.«¹⁹ Die universitäre Philosophie, so Heidbrink, sei »in der Lage, auf dem Wissenschaftsmarkt kompetetiv zu agieren, innovative Grenzüberschreitungen vorzunehmen und generalistische Bewertungsmaßstäbe zu entwickeln.« Was ihnen dagegen fehle, seien »betriebswirtschaftliche Kenntnisse und die Vorbereitung auf einen Arbeitsmarkt, der in verstärktem Maße auf Netzerwerb und die Akkumulation sozialen Kapitals angewiesen«²⁰ sei. Dies zu vermitteln definiert Heidbrink als Aufgabe der mit der Ausbildung von GeisteswissenschaftlerInnen betrauten Universitäten und Hochschulen. Damit plädiert er im Gegensatz zu anderen Beiträgen dieses Bandes nicht allein für die selbstbewusste Neubewertung der disziplinären Kompetenzen der Geisteswissenschaften, sondern für deren zielgerichtete Erweiterung durch bereichsunspezifische Kompetenzen.

Das Ende dieser Reihe bilden schließlich die GeisteswissenschaftlerInnen als Konstrukteure und Dekonstrukteure von Bedeutungsnetzen: Am Beispiel der Kunstgeschichte verdeutlicht Wolfgang Ullrich nicht nur die spezifischen Kompetenzen ihrer AbsolventInnen in der Sphäre der Konsumgüterindustrie. Vielmehr entwickelt er aus einer kleinen Anekdote aus der Arbeit eines Trendforschers, der ein neues Automobildesign unter größter Geheimhaltung auf seine Marketingbotschaften hin analysieren soll, eine epistemologische Betrachtung über die jeweilige Bedeutung des Wissens in der Wissenschaft und der Wirtschaft. Liegt das Wesen der Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit ihres Wissens begründet, so tendiere es bei der Aneignung durch die Wirtschaft dazu, der Geheimhaltung unterworfen zu werden und auf diese Weise in ein esoterisches Wissen verwandelt zu werden. Damit, so Ullrich, würde aber der für die Geisteswissenschaften zwingend erforderliche »Überfluß an jederzeit öffentlichen Ideen und Perspektiven« vernichtet. So fordert er, dass zum Studium der Kunstgeschichte gleichermaßen die Fähigkeit gehöre, »Bedeutungen zu generieren [...] und die Fähigkeit, Bedeutungen kritisch zu hinterfragen und in ihrer Genese zu analysieren.« Gefordert sei die Fähigkeit, »Expertisen im Auftrag schreiben zu können – aber man sollte auch nie vergessen, daß man diese Fähigkeit einer Tradition akademischer Wissenschaft verdankt, die auf Transparenz, auf freien Austausch und das Privileg der Kritik gegründet ist.«²¹

19 Siehe den Beitrag von Ludger Heidbrink in diesem Band, S. 164-183, hier: S. 178.

20 Ebd., S. 183.

21 Siehe den Beitrag von Wolfgang Ullrich in diesem Band, S. 184-192, hier: S. 192.

Damit wird noch einmal deutlich, dass weder die Beschreibungen des gegenwärtigen Verhältnisses von Geisteswissenschaften und Beruf, noch die jeweils daraus gezogenen Schlussfolgerungen einheitlich ausfallen: Weder über das, was die Geisteswissenschaften im Sinne einer Vorbereitung auf Berufe außerhalb der Hochschulen und Universitäten leisten können, noch darüber, wie das geisteswissenschaftliche Studium zu diesem Zweck gestaltet werden soll, herrscht Übereinstimmung. Aufgabe eines solchen Bandes kann es auch nicht sein, abschließende Antworten auf diese Streitfragen zu geben, die gleichermaßen philosophische Jahrhundertdiskurse wie tagespolitische Auseinandersetzungen berühren. Vielmehr geht es hier vor allem darum, das gegenwärtige Spektrum der Analysen und Antworten zu präsentieren und damit eine notwendige Diskussion voranzutreiben.

Am Ende bleibt noch die angenehme Aufgabe, all denen zu danken, die das Zustandekommen dieses Bandes ermöglicht haben. Dazu gehört an erster Stelle das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und hier vor allem Dr. Angelika Willms-Herget, die den Anstoß zu diesem Unternehmen lieferte. Die gemeinsame Konferenz in Wiesbaden ebenso wie die Veröffentlichung des Bandes wurde überdies mit Mitteln des BMBF finanziell gefördert. Selbstverständlich liegt die inhaltliche Verantwortung für die Beiträge bei den AutorInnen beziehungsweise den Herausgebern. Stellvertretend für die vielen hilfreichen Hände aus dem Statistischen Bundesamt danken wir Patricia Eilsberger, die die Konferenzorganisation leitete und auch beim Zustandekommen dieses Bandes vielfältig beteiligt war. Weiter danken wir Birte Engljählinger aus dem Redaktionsbüro »Jahr der Geisteswissenschaften« sowie stellvertretend für den Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten Denis Huschka für deren vielfältige Unterstützung. Ein letzter Dank geht schließlich an Peter Jakob, der das Lektorat dieses Bandes mit großer Umsicht besorgte.

Vom Beruf zur Praxis der Geisteswissenschaften

JÖRN RÜSEN

Vom Geist der Geisteswissenschaften

Der Geist der Geisteswissenschaften hat es in sich. Denn er besteht nicht bloß aus einer Attitüde oder einem Habitus von Wissenschaftlern im Umgang mit einem spezifischen Erkenntnisbereich, sondern er macht zugleich ein wichtiges, wenn nicht gar das wesentliche Element dieses Erkenntnisbereichs selber aus. Er ist also subjektiv und objektiv zugleich, ja er ist die Synthese von beidem; und genau darin besteht seine Eigenart.

Was hat es mit diesem merkwürdigen Geist auf sich? Ich möchte auf diese Frage eine historische und eine systematische Antwort geben.

Historisch sind die Wissenschaften, die sich auf diese doppelte Weise mit dem Geist verschwistert haben und daher seinen Namen tragen, in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entstanden. Sie haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts als akademische Disziplinen etabliert. In der formativen Phase dieser ›Disziplinierung‹ entsteht auch der Begriff ›Geisteswissenschaften‹.

Im Vorgriff darauf hatte schon Wilhelm von Humboldt den Geistbegriff für die Denkungsart in Anspruch genommen, die sich später zu den Fachdisziplinen institutionalisierte. Er fragte sich, durch welchen Ausdruck dasjenige am besten bezeichnet werden könnte, was er als »Wesen der Menschheit« in den Zeugnissen der Kultur ins Auge gefaßt hatte. Für ihn »schien Geist unter allen Wörtern, deren man sich hätte bedienen können, das Schicklichste.«¹

Im Laufe des 19. Jahrhunderts grenzten sich die mit diesem Begriff bezeichneten akademischen Disziplinen von den Naturwissenschaften ab und arbeiteten daran, ihre Eigenständigkeit und ihren Eigenwert ihnen gegenüber zu betonen. Dafür steht beispielhaft die Geschichtstheorie Johann Gustav Droysens, der in seiner privaten Vorrede zum zweiten Band seiner Geschichte des Hellenismus von 1843 in einem Atemzug nach einem Kant rief, »der das theoretische und praktische Verhalten zu

1 Wilhelm von Humboldt, Über den Geist der Menschheit, in: Werke in fünf Bänden, hrsg. v. Andreas Flitner / Klaus Giel (= Schriften zur Anthropologie und Geschichte Bd. 1), Darmstadt 1960, S. 506-518, hier: S. 515.